

DIE ZEIT/ZEITmagazin, Nr.45, 1.November 1985, S.36-38, 40, 42, 46
© 1985 DIE ZEIT und Dieter E. Zimmer
Leicht gekürzter Nachdruck in ZEIT Geschichte, Nr.1, 2006, S.28-34
Titel: «Das sogenannte Unbewußte», Teil 2:
«Parapraxen – Über die Fehlhandlungen»

Freud'sche Fehlleistungen

Von Dieter E. Zimmer

Die Freud'sche Fehlleistung ist sprichwörtlich geworden. Man gießt sich den Kaffee statt in die Tasse in die Zuckerdose; man erkundigt sich bei einem Gast aus Versehen, ob er «gut geschnarcht» habe; man steht dumm mit der Schuhbürste vorm Wäscheschrank und weiß nicht mehr, was man da wollte; man wirft den Brief statt in den Briefkasten in den Müllbehälter; man liest «Scheißstand», wo «Schießstand» steht – und in den schlimmeren Fällen möchte man versinken vor Scham; oft aber ist jemand zur Stelle, einen wissend zu trösten: «Na, das war aber eine klassische Freud'sche Fehlleistung.» Der Alltag ist durchsetzt mit derlei unscheinbaren Versehen, bei denen man tut, was man nicht tun wollte, und sich selber entsprechend fremd und merkwürdig vorkommt. Jede Psychologie, die sie zu erklären unternimmt, kann auf Interesse rechnen. Unter allen Schriften Freuds hat keine soviel Verbreitung gefunden wie seine Aufsatzsammlung *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* (1904)¹, in der er seine Theorie des Versprechens, Verhörens, Verlesens, Vergreifens, Vergessens von Vorsätzen und Namen erstmals darlegte.

Das Besondere an dieser Theorie war nicht, daß sie diese winzigen und scheinbar banalen Vorkommnisse des Alltags ernst nahm – das hatten auch schon andere getan. Das Besondere an ihr war, daß sie sie keineswegs für zufällige und beliebige Pannen hielt. Freuds ketzerische Botschaft lautete: Alle diese Patzer hätten ihren guten, nämlich vielmehr meist bösen Sinn. In ihnen verrieten sich gegen unseren Willen die innersten Wünsche, Abneigungen, Befürchtungen, kurz das, was Psychologen heute unsere Motive nennen. Indem man sie analysiere, könne man entdecken, was uns in den Tiefen unterhalb unseres Bewußtseins wirklich bewegt. In schweren Fällen rufe der beständige Konflikt des von heimlichen Begierden umgetriebenen «dynamischen Unbewußten» mit dem bewußten «Ich» eine Neurose hervor. Aber auch wo es so schlimm nicht komme, verrate jenes «Unbewusste» seine beunruhi-

gende Gegenwart – in den Träumen und eben in diesen Fehlleistungen. Diese seien nichts anderes als «Minineurosen».

Die Theorie hat dazu beigetragen, die Unterschiede zwischen psychischer Gesundheit und Krankheit zu verwischen, und mit an der Überzeugung gebaut, die heute Allgemeingut ist: Im Grunde seien wir alle Neurotiker. Sie hat auch bewirkt, daß ein rechtschaffener mißtrauischer Mensch heutzutage hinter jedem Versehen, hinter jeder Gedächtnislücke eine böse Absicht wittert. Im Patzer verrät sich die wahre Person, die eine unzivilisierte ist – das war die neue Lehre, die wie alle Verlautbarungen über den unbekannteren wahren Menschen in einem jeden auf ein fasziniertes Publikum zählen konnte. Da war er wieder, der Zwerg im Kopf, der Dämon Unbewußtes, hier dabei beobachtet, wie er uns bei den unscheinbarsten Verrichtungen verräterisch ins Wort fällt oder ins Handwerk pfuscht.

Paradebeispiel, von Freud am ausführlichsten erörtert, war ein Fall von Zitatverstümmelung. Ein gebildeter junger Mann (vielleicht ein Bruder Freuds) hatte im Gespräch mit ihm geklagt, daß Juden wie er in Österreich-Ungarn nur wenig Chancen hätten, und den Gedanken mit einem Vers von Vergil zu beschließen gedacht: «*Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor* – Erwüchse aus unserem Gebeinen doch jemand als Rächer!» Aber das Zitat wollte ihm nicht vollständig einfallen, das «*aliquis*» (irgend jemand) fehlte, und da er von Freuds Überzeugung gehört hatte, «daß man nichts ohne Grund vergißt», bat er ihn, auf der Stelle sein Kunststück vorzuführen und herauszufinden, warum er das Wort vergessen hatte. Freud kam ihm bereitwillig nach. Er ließ den jungen Mann eine Weile lang erzählen, was ihm zu dem Wort «*aliquis*» alles in den Sinn kam, die Einfälle wanderten von «*liqui-*
du» (flüssig) zur Kirchengeschichte und nach Italien und zu Erinnerungen an eine Reise, und als Freud eine für seine Theorie brauchbare Stelle in diesen «freien Assoziationen» erspähte, hakete er ein. Der junge Mann war auf Umwegen darauf gekommen, er könne in Italien ungewollt ein Mädchen geschwängert haben. Dies und nichts anderes, erklärte ihm Freud, sei das gesuchte Motiv: Während sein bewußtes Ich über die Benachteiligung der Juden klagte und sich Nachkommen wünschte, die ihn rächen könnten, habe sich sein «Unbewußtes» gedacht: «Wünschtest Du Dir Nachkommenschaft wirklich so lebhaft? Das ist nicht wahr. In welche Verlegenheit kämest Du, wenn Du jetzt die Nachricht erhieltest ...? Nein, keine Nachkommenschaft, wiewohl wir sie zur Rache brauchen.»² Und darum habe ihm «das Unbewußte», das offenbar auch Latein konnte, das «*aliquis*» aus dem Satz entwendet. So hätten beide ihren Kopf durchgesetzt, Ich und Es. Genau das täten sie in jeder Fehlleistung – diese sei eine «Kompromißbildung» zwischen ihren widerstrebenden Wünschen.

Unwillkürlich sieht man es vor sich, das «Es», das «dynamische Unbewußte», diesen Homunculus der Freud'schen Instanzenlehre, wie er sich scha-

denfroh die Hände reibt. Wenn es seine Meinung («Bloß kein Kind!») schon nicht direkt ausdrücken konnte, so hatte es dem bewußten «Ich» doch immerhin sein schönes Zitat kaputt- und so auf seine geknechtete unterirdische Existenz aufmerksam gemacht.

Diese Theorie, so meinte Freud, habe einen großen Vorteil gegenüber allen «mechanischen» Theorien, die die Fehlleistungen ohne Rückgriff auf offene oder geheime Motive erklärten. Diese könnten höchstens erklären, warum es in manchen Situationen zu irgendeinem Patzer komme; seine Theorie dagegen erkläre, warum es gerade zu einem bestimmten Patzer komme.

Gerade das aber tut sie ganz offensichtlich nicht. Wenn den jungen Mann wirklich der geheime Wunsch «Ich will kein Kind!» bewegte, so hätte dieser sich auf vielerlei Weise bemerkbar machen können. Freuds Theorie sagt keineswegs voraus, daß es ausgerechnet mit einem Versprecher in Form einer Gedächtnislücke an genau dieser Stelle passieren mußte. Nichts also ist hier determiniert. Und hätte sich tatsächlich das angebliche «Unbewußte» über das beabsichtigte Vergil-Zitat geärgert und ihm widersprechen wollen, so wäre es besser gegen das «erwüchse» oder den «Rächer» eingeschritten, nicht aber gegen das für den Sinn des Satzes völlig entbehrliche «irgend jemand». An dem angeblichen Motiv gemessen, wäre der Fehler also sogar an einer besonders unwahrscheinlichen Stelle passiert. Außerdem war die Furcht des jungen Mannes vor der Schwangerschaft seiner italienischen Freundin überhaupt nicht unbewußt im Freud'schen Sinn, nämlich «verdrängt» (vergessen); er dürfte sogar unausgesetzt an sie gedacht haben. Verdrängt war sie nur in dem Sinn, in dem die Umgangssprache das Wort verwendet: Er dachte ungern an die Sache, sprach ungern von ihr. Das aber ist gerade nicht, was Freud unter Verdrängung verstand.

Auch sonst ist die Theorie eher faszinierend als überzeugend. In keinem einzigen Fall weist Freud nach, daß ein unbewußtes Motiv eine bestimmte Fehlleistung wirklich verursacht hat; seine Beweisführung erschöpft sich darin, immer wieder vorzuführen, daß man sich jede Menge unbewußte Motive ausdenken kann, wenn man nur seine Phantasie ein bißchen bemüht. Manchmal läuft die vorgebliche Deutung auf eine bloße Unterstellung hinaus, und zwar auf eine ziemlich dreiste. Ein Mann hat zu einer jungen Witwe gesagt: «Sie werden Trost finden, indem Sie sich völlig Ihren Kindern widmen.» Analytische Deutung: «Der unterdrückte Gedanke wies auf andersartigen Trost hin: eine junge schöne Witwe wird bald neue Sexualfreuden genießen.»³ Die (reichlich stammtischhafte Assoziation Witwe/Lustige Witwe, auf der diese Deutung fußt, war aber wohlgemerkt nicht die der Frau noch die des Mannes, der sich da versprochen hatte. Es war die des Analysierers.

Wo Freuds Deutungen auf Anhieb überzeugen, sind die Fehlleistungen das Werk eines völlig bewußten Nebengedankens, der sich absichtswidrig nach

vorn gedrängt hat. Es sind Versprecher wie «Dann aber sind Tatsachen zum Vorschwein gekommen».⁴ Der das gesagt hatte, berichtete, er habe beim Verfertigen des Satzes daran gedacht, daß jene Tatsachen Schweinereien seien. Nicht sein Unbewußtes also hatte die Schweinereien eingeschmuggelt; sie stammten aus einem gleichzeitigen bewußten Nebengedanken.

Der italienische Textkritiker Sebastiano Timpanaro, der 1974 ein ganzes und kritisches Buch über die «Freudsche Fehlleistung» geschrieben hat, hält alle scheinbar guten Beispiele in Freuds Sammlung für derartige Schnitzer: «Fehlleistungen dieser Art gehen gewiß darauf zurück, daß etwas unterdrückt wurde; aber der Sprecher ist sich des Unterdrückten völlig bewußt ... Es ist nichts, was wirklich ‚verdrängt‘ (vergessen) wurde und jetzt aus den Tiefen seines Unbewussten wieder auftaucht.»⁵

Der Umstand, daß sich zuweilen (durchaus bewußte) parallele Gedanken in unsere Äußerungen hineindrängen, erklärt, warum wir manchmal genau das tun oder sagen, was nicht zu tun oder zu sagen wir uns vorgenommen hatten: warum wir etwa den kahlen Herrn Kahl mit «Herrn Glatz» anreden. Es geschieht nicht, weil sich unser dämonisches Unbewußtes mit seiner Hämie einmischte, sondern weil unser Bewußtsein sich so anstrengte, jede Anspielung auf die Glatze zu vermeiden, und darum das Wort «Glatze» dachte.

Für die Öffentlichkeit ist die Theorie, daß hinter jeder Fehlleistung ein unbewußtes Motiv stecke, die schlechthin gültige, lebendig als ein unausgesetzter Verdacht. Wenn sich die akademische Psychologie heute mit dem Phänomen befaßt, ignoriert sie sie einfach, als etwas, das völlig unbewiesen und nicht gerade wahrscheinlich ist. Sie erklärt es ganz ohne Griff in den Sack der mutmaßlich geheimen Wünsche.

Einer der führenden Experten auf diesem Gebiet ist der englische Psychologe James Reason, der eine umfangreiche systematische Sammlung solcher Fehlhandlungen angelegt hat.⁶ (Ergänzt wurde sie seither von dem kalifornischen Psychologen Donald Norman.⁷) Er interpretierte sie, ohne jede Psycho-dämonik, ganz im Rahmen der kognitiven Psychologie (der Informationsverarbeitung): als Beaufsichtigungsfehler. Der Unterschied könnte krasser kaum ausfallen. Wenn eine Mutter ihrem Säugling versehentlich Salz statt Zucker in den Fencheltee täte, argwöhnte die Freud'sche Theorie, sie hasse ihr Kind im Innersten, auch wenn sie nichts davon wisse; vielleicht sogar: sie habe unbewußte Mordabsichten gehabt. (Und die Frau hätte zum Schaden auch noch eine schwere Schuld und wäre entsetzt über die Verbrecherin in sich selber.) Eine hochinteressante Deutung – Moritaten überall. Die kognitive Psychologie dagegen sagt uninteressanterweise nur: Sie habe nicht aufgepasst.

Und was heißt das? «Bewußtsein» ist kein einheitlicher Zustand, der nur da sein oder fehlen kann (in der Bewußtlosigkeit, im Koma); es kommt in Graden. Das verschärfte Bewußtsein nennen wir Aufmerksamkeit. Sie richtet sich

wie ein Scheinwerfer auf Einzelheiten der Wahrnehmungswelt. Stellen wir uns vor, wir sitzen zu Hause und sehen fern. Wir sehen das halbe Zimmer, aber wenn der Film interessant ist, bemerken wir es nicht. Unser aufmerksames Bewußtsein ist auf den Bildschirm gerichtet; nicht auf alles, was dort zu sehen ist (die Palme im Hintergrund bemerken wir auch nicht), sondern auf die wichtigste Einzelheit (das Gesicht der Hauptdarstellerin). Wenn wir wollten, könnten wir den Scheinwerfer der Aufmerksamkeit auf jedes andere Detail des gesamten Bildes richten; passiert darin irgendwo etwas möglicherweise Wichtiges (gibt es irgendwo eine neue Bewegung), richtet es sich automatisch dorthin. Gleichzeitig hören wir den Filmdialog, «überhören» aber völlig die ebenso laute Filmmusik, die unsere Stimmung dennoch stark beeinflusst. Unbemerkt hören wir viel mehr: die Mücken an der Decke, das Gurgeln der Heizung, die Unterhaltung im Nebenzimmer. Fällt dort etwa unser eigener Name, so nehmen wir die Hör-Aufmerksamkeit prompt von dem Film fort und richten sie auf das Gespräch; also hatten wir unbewußt mitgehört und unseren Namen verstanden. Unser Geruchssinn meldet Zigarettenrauch nur, wenn die Wahrnehmung neu ist; ist Gewöhnung eingetreten, riechen wir auch beim besten Willen nichts mehr. Nur neue und genügend starke Meldungen des Temperatur- und Tastsinns dringen ins Bewußtsein vor; wie sich die Kleidung auf der Haut anfühlt, ignoriert es – das leise Kitzeln des Haares, das in den Kragen fällt, wird bemerkt. Unsere Sinne halten uns die ganze Welt zur Verfügung; im Fall des Sehens in einer Weise, die man nur bewußt, wenn auch großteils unbemerkt nennen kann; im Falle der anderen Sinne unbewußt, aber jederzeit ins Bewußtsein rufbar, beim Riechen nur das Neue. «Richtig» bewußt wird nur, worauf die Aufmerksamkeit fällt; und dies wird auch bevorzugt dem Gedächtnis eingeschrieben. Das aufmerksame Bewußtsein faßt nicht viel; schon zwei Dinge gleichzeitig zu verfolgen, fällt ihm schwer, bei dreien muß es meist kapitulieren. Von der «Peripherie» des Körpers, wo die Sinneseindrücke aufgenommen werden, bis zum aufmerksamen Bewußtsein findet eine starke Ausfilterung von Daten statt. Das aufmerksame Bewußtsein ist eine oberste Aufsichtsinstanz, die nur noch die wichtigsten Informationen erreichen.

Wenn wir eine neue Verrichtung erlernen – einen Knoten zu binden, Klavier zu spielen, Fahrrad zu fahren –, müssen wir ihr zunächst volle Aufmerksamkeit zuwenden. Je besser wir etwas beherrschen, desto «unbewußter» können wir es ablaufen lassen. Der Fahrschüler kann sich nicht gleichzeitig unterhalten. Der geübte Autofahrer fährt automatisch; seine Aufmerksamkeit muß sich nur in kritischen Situationen einschalten, im übrigen ist sie frei für andere Beschäftigungen. Lernen heißt automatisieren. Automatisieren heißt unter anderem: dem Zentralnervensystem Bewegungsprogramme («Motor-schemata») einprägen, die, einmal abgerufen, ohne Konsultation des Bewußtseins ablaufen können.

Und nun die Fehlleistungen. Anders als man erwarten würde, ereignen sie sich, wie Reason feststellt, kaum je bei Verrichtungen, die wir noch nicht recht beherrschen. Ihre Domäne sind die mehr oder weniger zur Routine geworden, die stark automatisierten Handlungen. In allen Sammlungen solcher Fehlhandlungen stammen die allermeisten aus dem häuslichen Bereich: beim Anziehen, in Bad und Küche; ganz besonders häufig scheint es beim Tee- oder Kaffeekochen zu Pannen zu kommen. Diese Routineverrichtungen können fast «geistesabwesend» ablaufen, und die relative Müdigkeit morgens und abends macht den Geist noch abwesender.

Ein längeres Handlungsprogramm («zur Arbeit fahren», «zu Abend essen») setzt sich aus Unterprogrammen zusammen («zur Garage gehen», «Auto starten») und diese wiederum aus noch elementarerer Programmen («Tür aufschließen, «Treppe hinabsteigen»), und so weiter; jede automatisierte Handlungsfolge ist also eine Collage einzelner Programmteile. Ihre Verbindungsstellen sind kritische Punkte, die bewußte Aufsicht brauchen. Sonst können Fehler unterlaufen.

Zum Beispiel schiebt sich an einem kritischen Punkt eine stärkere, eingeübtere Routine vor, wie in der klassischen Fehlleistung des amerikanischen Philosophen William James: «Ich ging ins Schlafzimmer, um mir für den Abend etwas Bequemes anzuziehen. Ich stand neben dem Bett, nahm den Schlips ab und zog das Jackett aus. Das nächste, was ich bemerkte, war, daß ich in die Pyjamahose stieg.» Oder es werden Endprogrammteile weggelassen: «Ich wollte gerade in die Badewanne steigen, als ich entdeckte, daß ich noch meine Unterwäsche anhatte.» Oder «starke», in der Situation aber sinnlose Teilprogramme drängen sich herein: «Beim Hinausgehen aus dem Wohnzimmer schaltete ich am helllichten Tag das Licht ein.» Oder Teilprogramme werden in der falschen Reihenfolge montiert: «Ich ließ Wasser in den Eimer laufen und tat den Deckel drauf, ehe ich den Hahn zugedreht hatte.» Oder es wird übersehen, daß vorausgehende Teilprogramme schon stattgefunden haben: «Ich steckte die Zigarette in den Mund, holte die Streichhölzer hervor und nahm eine zweite Zigarette aus der Schachtel.» Oder man vergißt die ganze Absicht und hat dann an irgendeinem kritischen Punkt keine Ahnung mehr, welche Routine zu folgen hätte: «Ich ging hinauf ins Schlafzimmer, wußte dort aber nicht mehr, was ich gewollt hatte.» Oder der Mangel an Aufmerksamkeit führt zu mangelhaften Wahrnehmungen: «Ich drückte Rasiercreme auf die Zahnbürste.» Oder die Programme werden falsch zusammengestellt: «Mein Bürotelefon klingelte, ich nahm den Hörer und rief ‚Herein!‘» «Ich wickelte ein Bonbon aus, steckte das Papier in den Mund und warf den Bonbon in den Mülleimer.»

Die tiefenpsychologische Deutung würde in allen diesen Fällen heimliche Absichten vermuten – etwa daß «das Unbewußte» dem bewußten «Ich» den Bonbon mißgönnt. Es ist auch gar nicht ausgeschlossen, daß hin und wieder

ein Motiv die Art einer Fehlhandlung beeinflusst, und da man die eigenen Motive wohl nur selten völlig durchschaut, ist es vielleicht sogar eines, dessen man sich nicht bewußt ist. Nachweisen ließe sich das sehr schwer. Aber mit Freud zu unterstellen, jedwede Fehlleistung habe eine geheime Absicht, dann zu raten, welche das gewesen sein könnte, und aus diesen geratenen Motiven eine zweite «unbewußte» Person zu bauen, scheint so überflüssig wie irreführend.

Ausgiebiger untersucht als Fehlhandlungen wurden Versprecher. Auch hier zeigte es sich: Die meisten, vielleicht sogar alle lassen sich rein linguistisch erklären, als Montagefehler. Freud'sche Motivfahndung ist nicht nötig.

Ausdrücklich getestet wurde Freuds Theorie 1962 von der Londoner Psychologin Thelma Veness.⁸ Sie ließ 32 Studentinnen Wörter lesen und registrierte, bei welchen sie sich versprachen.

Die Hälfte der Versuchswörter war emotional stark befrachtet (*kiss, lust, rape, whore*), die anderen klangen ihnen sehr ähnlich, waren aber neutral (*miss, just, nape, lore*). Die emotionalen Wörter, oder doch zumindest das eine oder andere von ihnen hätten, so der Gedankengang, «das Unbewußte», nämlich unbewußte Motive auf den Plan rufen und einen Konflikt zwischen bewußten und unbewußten Vorstellungen heraufbeschwören müssen. Nach der Theorie war also zu erwarten, daß sich die jungen Frauen bei den emotionalen Wörtern öfter versprachen. Bei 7200 vorgelesenen Wörtern kamen nur 41 Versprecher vor. 20 von ihnen betrafen emotionale, 21 neutrale Wörter. Sauberer hätte gar nicht demonstriert werden können, daß die Emotionalität des Gesprochenen keinen Einfluß auf die Versprecher hat.

Experimentell hat auch der kalifornische Kommunikationswissenschaftler Michael T. Motley Versprecher erzeugt.⁹ Zuerst versetzte er seine Versuchspersonen in einen bestimmten Zustand: Die einen mußten befürchten, gleich einen elektrischen Schlag zu erhalten; die anderen wurden durch eine hübsche und aufreizend gekleidete Versuchsleiterin sexuell angetört. Dann mußten sie Wortpaare vorlesen. Diese waren so ausgesucht, daß sich immer dann eine Anspielung auf ihren Zustand ergab, wenn sich die Probanden verlasen und die Anfangslaute vertauschten. Zum Beispiel stand *sham dock* da; daraus ließ sich *damn shock* (verdammter elektrischer Schlag) machen. Und tatsächlich, die den Schlag fürchteten, versprachen sich bei Paaren wie *sham dock* häufiger; die sexuell aufgestachelten verschüttelten häufiger Wortpaare wie *past fashion* (natürlich zu *fast passion*, flinke Liebschaft). Der innere Zustand beeinflusste also, welche Versprecher den Leuten unterliefen. Motley selber meinte, er habe Freuds Theorie damit in gewisser Weise bestätigt. Das aber hatte er keineswegs. Denn wiederum war die Gemütsverfassung – Angst vor dem Schlag, sexuelle Erregung – alles andere als unbewußt gewesen und

erst recht kein verdrängter Kinderwunsch; es hatte sich nur bewußte momentane Parallelgedanken eingemengt.

Und Motley erklärt diese Versprecher denn auch selber auf völlig unfreudische Art. Jedes Wort ist im Geist mit anderen, verwandten Wörtern zu einem Netz von Assoziationen verbunden. Am stärksten sind die Assoziationen zu Wörtern mit verwandten Bedeutungen, schwächer die zu ähnlich klingenden Wörtern. Immer wenn wir ein Wort benutzen, wird ein ganzes Feld von Wörtern mit verwandtem Sinn und Klang mit aktiviert. Etwaige parallele Gedanken erregen ihr eigenes Netz von Assoziationen. Dabei kann es vorkommen, daß fälschlich ein Wort aus dem Parallelgedanken so sehr aktiviert wird, daß es sich in den Satz hineinschiebt.

Wenn wir ein falsches Wort verwenden, so ist es nicht irgendein falsches und meist auch kein besonders heikles, sondern eins, das derselben Wortklasse angehört (wir ersetzen kein Substantiv durch ein Verb) und das dem beabsichtigten meist in der Bedeutung, seltener im Klang ähnlich ist («Prozession» statt «Demo», «Supermarkt» statt «Supermacht»); oft ist es eins, das dem Sprecher vertrauter ist. Wiederum schiebt sich die eingeübtere Routine in den Vordergrund. Der Textkritik ist dieser Vorgang geläufig: Beim Abschreiben wird oft das Vertraute für das Fremde eingesetzt. Wird eine Handschrift oft abgeschrieben, so wird fast mit Sicherheit irgendwann ein Mönchen «theologisch» für «teleologisch» schreiben. In der Textkritik heißt diese häufige Panne schlicht Banalisierung (Timpanaro).

«Ich fordere Sie *auf*, *auf* das Wohl unseres Chefs *aufzustoßen*» – Freud vermutet hinter diesem Versprecher die boshaften Absichten «des Unbewußten», in der Psycholinguistik wird er einfach als «Nachklang» geführt – die beiden voraufgehenden «auf» haben das folgende «an» infiziert, und in diesem Fall kam zufällig ein peinliches Ergebnis heraus. Nachklänge und Vorklänge («Griebesgram») stellen mit Abstand die Mehrheit aller Versprecher, die meisten davon sind völlig sinnlos, enthüllen also auch keinerlei geheimen Sinn.

Manchmal sagen wir genau das Gegenteil von dem, was wir sagen wollen («kurz» statt «lang»); selbst solche Fälle müssen nicht das Werk des tückischen Zwergs im Kopf sein. Es genügt die Annahme, daß wir bei der Wahl des Wortes in unserem inneren Lexikon knapp danebengreifen. Wir wählen nicht ein völlig anderes, sondern eins, daß sich nur in eine einzigen Dimension von dem beabsichtigten unterscheidet. «Ich kann ihr nichts Gutes ... äh Schlechtes nachsagen» – so etwas legt zwar mißtrauische Vermutungen nahe, aber vielleicht tun sie dem Sprecher Unrecht, vielleicht wollte er auch «im Unbewußten» nicht lästern, sondern hatte nur seinen Satz so sehr auf den Ausdruck des «Guten» hin angelegt, daß er sich zunächst gegen dessen Verwandlung in das «Schlechte» sträubte, zu der die Negation ihn zwang.

Als Montagefehler – so hatte die Versprecher schon der Grazer Sprachwissenschaftler Rudolf Meringer gesehen, der 1895 die größte Sammlung aller Zeiten veröffentlichte.¹⁰ Freud bediente sich aus ihr (zu Meringers lebenslangem Verdruß); aber obwohl er behauptete, er habe sämtliche ihm erreichbaren Fehler auf seine Weise «analysiert», deutete er von den 8800 Fehlern der Meringer'schen Kollektion ganze neun, und bei keinem war ein unbewußtes Motiv im Spiel.

Die genaue Untersuchung großer Mengen von Versprechern hat die Psycholinguisten – hier ist vor allem Victoria Fromkin¹¹ zu nennen – in die Lage gesetzt, herauszufinden, in welchen Schritten unser Geist seine Sätze zusammenbaut. Denn wie der Geist arbeitet, verrät sich manchmal am ehesten an seinen Fehlern, und so verdienen sie es durchaus, auch wissenschaftlich ernst genommen zu werden. Aber «psychopathologisch», das Werk krankmachender unbewußter Triebe, dürften die allerwenigsten sein.

Quellenhinweise

¹ Freud 1901, als Buch: Sigmund Freud: *Zur Psychopathologie des Alltagslebens*, Gesammelte Werke, Bd.4, London: Imago, 1904.

² Ebenda, S.19.

³ Ebenda, S.79.

⁴ Ebenda, S.65.

⁵ Sebastiano Timpanaro: *Il lapsus freudiano – Psicanalisi e critica testuale*. Florenz: La Nuova Italia, 1974. Englisch: *The Freudian Slip – Psychoanalysis and Textual Criticism*. London: NLB, 1976, S.127.

⁶ James T. Reason: «Actions Not As Planned». In Geoffrey Underwood/Robin Stevens (Hg.): *Aspects of Consciousness*. London: Academic Press, 1979, Bd.1, S.67-89.

⁷ Donald A. Norman: «Fehlleistungen – Schaltfehler im Gehirn». *Psychologie heute*, 7 (8), 1980, S.64-71. — Donald A. Norman: «Categorization of Action-Slips». *Psychological Review*, 88 (1), 1981, S.1-5.

⁸ Thelma Veness: «An Experiment on Slips of the Tongue and Word Association Faults». *Language and Speech*, 5 (3), 1962, S.128-137.

⁹ Michael T. Motley: «Slips of the Tongue». *Scientific American*, 253 (3), September 1985, S.114-119.

¹⁰ Rudolf Meringer/Karl Mayer: *Versprechen und Verlesen – Eine psychologisch-linguistische Studie* (1895). Nachdruck: Amsterdam: Benjamins, 1978.

¹¹ Victoria A. Fromkin: *Speech Errors as Linguistic Evidence*. Den Haag. Mouton, 1973.